Zeitschrift: Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich
Herausgeber: Thomas Mann Gesellschaft Zürich
Band: 29 (2000-2001)

Nachruf: Nachruf auf Elisabeth Mann Borgese
Autor: Wehrli, Peter K.

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nachruf auf Elisabeth Mann Borgese[1]

Von Peter K. Wehrli

Liebe Elisabeth

Du warst ein Glückskind. Jetzt schreibt eine Zeitung, Du habest es gewusst. Doch anders als alle die Glückskinder, die ihr Glück stolz für sich behalten, hast Du dein Glück weitergegeben an jene, die Dir begegnet sind. Zum Beispiel so:

Du warst die erste erwachsene Person, die mir das *DU* angeboten hat. Unverhofft das erste „Du" geschenkt zu bekommen, das war für den Jüngling, der doch noch ein Knabe war, 1956, ein einschneidendes Ereignis. So einschneidend jedenfalls, dass ich mich noch an die Haltung erinnere, in der Du den Vorschlag aussprachst. Du warst über den Kamin gebeugt, um Holz nachzuschieben. Ganz beiläufig und als wäre es selbstverständlich, sagtest Du: „Wir duzen uns doch lieber?" Ich dachte zuerst, Du sprächest zur Glut, zur Flamme, so ungewohnt war mir Dein Angebot. Für mich, den Jüngling, kam dieser Augenblick einer Art von Initiation gleich. Mit einem Wort hast Du mich aufgenommen in Deine Welt, die die der Erwachsenen war. (Und Du hast mir so das unvergleichliche Gefühl gegeben, gleichberechtigt zu sein mit Deinen Freunden und mit dem grossartigen Corrado Tumiati.) Dann das Erstaunen darüber, dass es mir leicht fiel, Dich nicht mehr Frau Borgese zunennen, sondern Elisabeth. Und dass es leicht fiel, das muss die Folge der unverkrampften Beiläufigkeit gewesen sein, mit der Du mich zum „Du" einludest, als sei Dein Vorhaben die selbstverständlichste Sache der Welt.

Und das sind die beiden Wörter, die sich mir bei allen Begegnungen während fast fünf Jahrzehnten mit neuen Bedeutungen angereichert haben: Die wunderbare Beiläufigkeit und die Selbstverständlichkeit. Alles schien Dir so nebenbei zu gelingen, die Leichtigkeit, mit der Du die Dinge in Angriff nahmst und mit der Du sie abgeschlossen hast, hat mich enorm beeindruckt. Alles Krampfhafte, Verbissene, das oft mit Arbeit und mit Werk verbunden ist, fehlte da. Mehr noch: Ob Du Deine Hunde (Arlecchino, Trixie und Jinxie) zu Schreibübungen auf der Schreibmaschine antriebst, ob Du die Arbeit an Deinem Theaterstück *Only the Pyre* kurz unterbrachst, ob Du am Risotto-milanese-Kochen warst, eine Novelle schriebst oder die Redaktionsarbeit für die *Encyclopedia Brittanica* abschlossest, es war immer, als schautest Du gerade von einem Spiel auf. Um diese produktive Spiellust habe ich Dich beneidet: so arbeiten zu können: so, als liefe die Arbeit mit, bei allem, was man tut: so, als gäbe es nichts Selbstverständlicheres, als entstünde das Werk, Dein Werk, aus jeder Geste und jedem Atemzug, den Du tatest. Mit einem unvergesslichen Satz

hast Du meine Formulierung von der produktiven Spiellust eine Nachdruckstufe weiter getrieben: Du erzähltest, Du habest die langen Flugstunden bis Tokio – oder sonst wohin, denn Du warst immer unterwegs – genutzt, um ein ganzes Buch ins Deutsche zu übersetzen. Und auf meine Frage, *warum* Du dieses Buch übersetzt habest, gabst Du die Antwort: „... rein spasseshalber". Auch das wurde ein Ausdruck, der Dich charakterisieren half. Er bedeutete: freiwillig ... ohne Auftrag ... aus Freude an der Sache. Die grössten Anstrengungen „rein spasseshalber" auf sich zu nehmen, und in der ‚Lust des Erreichens', des Vollendens nie erkennen zu lassen, welche Konzentrationsleistung (eben: welche Arbeit!) darinsteckte, – ich kenne niemanden, der (oder die) Dir dies gleichtun könnte.

Du warst ein Glückskind. Und Du wusstest es. Und Du hast Dein Glück an uns weitergegeben.

Da war die journalistische Initiation: Wir waren 1961 bei einer Freilichtaufführung in Viareggio mit Corrado Tumiati, der die Inszenierung rezensieren sollte für die hochangesehene kulturelle, politische Zeitschrift Il Ponte. *La Guerra dei Figli de la Luce* hiess das Stück. Noch während des Schlussapplauses hast Du mich überrascht mit der Aufforderung: „Schreib Du doch diese Rezension!" „Was, ich? Ich kann doch nicht italienisch schreiben!" „Schreib sie deutsch!", sagtest Du: „Ich übersetze sie zusammen mit Corrado ins Italienische." Und als Du tags darauf mit dem übersetzten Text aus dem Arbeitszimmer kamst und das ominöse Wort wieder aussprachst, da spürte ich zum erstenmal, was es heisst, eine Arbeit „rein spasseshalber" auf sich zu nehmen. Durch dieses anstachelnde Wort bist du mit Schuld daran, dass ich den Journalismus zu meinem Beruf gemacht habe. Denn Dein Enthusiasmus hat mich angesteckt und dein Wille, Chancen nur schon deshalb zu ergreifen, weil sie sich bieten. Und wenn ich versagt hätte und Eure Arbeit umsonst gewesen wäre? Da blieb mir Deine Feststellung in Erinnerung: *„Auch eine schlechte Erfahrung ist gut, weil sie eine Erfahrung ist!"* Besser als mit diesem Satz kann ich Deinen Optimismus kaum charakterisieren. Und den hast Du mit Dir getragen bis zu diesem 8. Februar. Bis da hast Du uns vorgelebt, dass der Sinn all der Dinge um uns darin liegt, etwas besseres als sie selbst hervorzubringen. An allem Schlechten hat Dich das Gute interessiert, das in ihm steckt. Wo sonst läge unsere Chance, das Schlechte zu beseitigen! Und wie sonst könnte das Neue besser werden als das Alte? Dein Optimismus war nie zaghaft, er war enthusiastisch.

Denn: *Du warst ein Glückskind. Und Du wusstest es. Und Du hast Dein Glück verschwenderisch an jene weitergegeben, denen Du begegnet bist. Beispielsweise so:*

In der Initiation in Dein Weltbewusstsein, das nie an nationalen Hürden hängen blieb. Im Herbst 1963 gab Dir eine amerikanische Zeitschrift den Auftrag, den Staatspräsidenten Indiens, Yawaharlal Nehru, zu interviewen. Du hast den Auftrag angenommen, aber nicht jenen, hinzufliegen, zu interviewen und zurückzufliegen. *„Ich fahre im Auto nach Indien"*, sagtest Du: *„Kommst du mit?"* Wie hypnotisiert von diesem unmöglich erscheinenden Ansinnen stammelte ich – ohne, um Bedenkzeit zu bitten –: „Ja! Ich komme mit!" Und am 10. Januar 1964 fuhren wir in Deinem Landrover los – begleitet auf dem Hinweg von drei Freunden – wohlausgerüstet mit den erforderlichen Visa für jedes Land an unserem Weg: Jugoslawien, Bulgarien, Türkei, Syrien, Jordanien, Irak, Persien, Pakistan, Afghanistan, Indien. Je weiter wir vorstiessen, umso fremder wurden die Dinge um uns. Du hast mich gelehrt, dass es darum gehe, sich Fremde anzueignen, sich Fremde einzuverleiben, damit das Fremde – als Fremdes! – zum Vertrauten werden könne. Du hast gezeigt, dass das Wirken eines solchen dauernden Antagonismus Vorurteile und nationalen Dünkel im Keime zu erstikken fähig ist. Und du hast sein Wirken demonstriert vielerorts unterwegs, am deutlichsten wohl in jenen kalten Nächten in einsamen, rauchverhangenen Teehäusern in Persiens Wüste, von denen Dein grossartiger Text *Insan Adam* handelt. „Insane Adam", wenn man die türkischen Wörter amerikanisch ausspricht. Im Wortspiel mit dem „kranken Mann" hast Du das Motiv paraphrasiert, das Dich damals in der Arbeit am Buch *Ascent of Woman* beschäftigt hat.

Dich faszinierte die Insistenz, mit der sich das Unvertraute bemerkbar machte, als würde es danach gieren, von uns ins Vertraute transkodiert zu werden. Mit jedem weitern Vorrücken gerieten wir in die Bereiche, in denen die bekannten Zeichen und Gesten rätselhafter wurden, unbekannt wurden, ein Kopfschütteln „Ja" und ein Nicken „Nein" zu bedeuten begann.

Zwei Augenblicke hast Du als die Punkte dieses Wechsels erlebt, des Wechsels von einem Kulturkreis in einen andern: Den ersten, als statt der bislang vertrauten Kühe, Schafe und Ziegen plötzlich Kamele am Wegrand lagerten. Und den zweiten: Als unverhofft der erste Elefant mit seiner Leibesfülle unsere Fahrbahn versperrte. Nur wir Beifahrer zeigten Furcht. Du, Elisabeth, hast Dich enorm gefreut über die Listigkeit des Knaben am Strassenrand, der gegen ein Trinkgeld den Elefanten bewegte, unsere Fahrbahn freizugeben.

Die Elefanten begannen die Reise mehr und mehr zu beherrschen, als sei nicht das Interview mit Nehru der eigentliche Grund unseres Unterwegsseins. Ich jedenfalls blieb angstvoll im Hintergrund, während Du im Dschungel mutig auf die Elefanten zugingst, um ihnen farbige Holzklötze vor den Rüssel zu legen und zu beobachten, für welchen sie sich entscheiden. Dir war klar, dass das Verhältnis zwischen Tier und Mensch grundsätzlich revidiert werden müsse und

dass jene Aufgaben, vor denen der Mensch versage, vielleicht unter Ausnützung der *tierischen* Intelligenz gelöst werden können.

Dein Arbeitswille blieb auch während der Reise ungebrochen. Bis zu achtzehn Stunden am Tag hast Du am Steuer gesessen. Ermattet sanken wir Beifahrer im pakistanischen Teehaus in den Schlaf. Und dann platztest Du in unser Zimmer und schütteltest den Kopf: „Was, ihr schläft? Ich habe die Zeit genutzt, um einen Artikel für Sports Illustrated zu schreiben!" Und auf ging's zu einem neuen fünfzehnstündigen Tag am Steuer auf den damals ungepflasterten Strassen. Das Fremde, die Kraft des Unvertrauten, schien wie ein Motor in Dir zu wirken, der Körper und Geist nie zur Ruhe kommen liess. Nicht die Ähnlichkeiten zu dem, was wir kannten, haben wir registriert, sondern das, was verschieden war, anders war. Als ich Dir sagte: „Ich arbeite an einer Liste dessen, was überall anders ist", da sagtest Du: „Du wirst staunen, was da zusammenkommt: nämlich *Alles!*" Und damit hatte sich der Satz gefügt, der mich seither begleitet, sich fast mit der Insistenz eines *Credos* in mein Empfinden drängt: „*Überall ist alles anders!*" Und wenn der Halt, den wir unablässig suchen, deshalb nicht zu finden ist, weil überall alles anders ist, müssen wir den Massstab wohl oder übel in uns selber drin suchen. Das ist Deine Lehre. Und weil nicht nur die Landschaft, die Häuserbauart, die Vegetation überall anders sind, sondern *alles* anders ist, gibt es alles überall immer wieder neu zu erleben, zu erfahren. Heftiger kann die Steigerung der Wahrnehmungsintensität, der Lebensintensität kaum betrieben werden. Auch darin warst Du die Lehrerin. Und weil man alles das, was anders ist, jedes Mal neu erlebt, katapultiert man sich in die eigene Kindheit, in jene Zeit, in der man alles zum erstenmal wahrgenommen hat. Und die Folge dieses Satzes: Reisen ist nichts anderes als die Suche nach der verlorenen Unschuld. Sie wiederzuerlangen, reisen wir, – eben: weil überall alles anders ist.

Ich habe am Anfang die Beiläufigkeit erwähnt, mit der Du die wichtigsten Dinge, die folgenreichsten Erkenntnisse ausgesprochen hast. Eines der wenigen Male, an denen du Nachdruck in Deine Rede legtest, Heftigkeit sogar, das war, als Du vom Projekt der Meeralgenplantagen berichtet hast, die das Leben des hungernden Teils der Menschheit verändern könnten.

Du warst ein Glückskind, liebe Elisabeth. Und Du hast es gewusst. Du hast Dein Glück weitergegeben an jene, die Dir begegnet sind. Jetzt ist es an uns, das Glück weiterzugeben.

Liebe Elisabeth, ich danke Dir.

[1] Rede an der Trauerfeier am 14. Februar 2002 in Kilchberg. Die dort ebenfalls gehaltene Rede von Thomas Sprecher wird im Thomas Mann Jahrbuch 2002 veröffentlicht.